

Panini BOOKS

WEITERE TITEL VON PANINI

ASSASSIN'S CREED: DIE BRUDERSCHAFT

Der offizielle Roman zum Game *Assassasin's Creed: Brotherhood*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2236-8

ASSASSIN'S CREED: RENAISSANCE

Der offizielle Roman zum Game *Assassasin's Creed 2*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2235-1

ASSASSIN'S CREED: DER GEHEIME KREUZZUG

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2436-2

ASSASSIN'S CREED: REVELATIONS – DIE OFFENBARUNG

Der offizielle Roman zum Game *Assassasin's Creed: Revelations*
Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2437-9

ASSASSIN'S CREED: FORSAKEN – VERLASSEN

Oliver Bowden – ISBN 978-3-8332-2610-6

ASSASSIN'S CREED: DER UNTERGANG – COMICBAND 1

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-093-6

ASSASSIN'S CREED: THE CHAIN – COMICBAND 2

100 Seiten, farbig – ISBN 978-3-86201-416-3

Infos zu weiteren Romanen und Comics unter:
www.paninicomics.de

The Assassin's Creed logo, featuring a stylized grey triangle with a white outline, a white crescent moon, and a white sword. The logo is centered behind the title text.

ASSASSIN'S — CREED —

FORSAKEN Verlassen

Oliver Bowden

Aus dem Englischen
von Timothy Stahl

Panini BOOKS

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

*Dieses Buch wurde auf chlorfreiem,
umweltfreundlich hergestelltem Papier gedruckt.
In neuer Rechtschreibung.*

Englische Originalausgabe:

„ASSASSIN’S CREED: Forsaken“ by Oliver Bowden, published by Penguin Books, London, England, November 2012.

Copyright © 2013 Ubisoft Entertainment. All Rights Reserved.
Assassin’s Creed, Ubisoft and the Ubisoft logo are trademarks of
Ubisoft Entertainment in the US and/or other countries.

No similarity between any of the names, characters, persons and/or institutions in this publication and those of any pre-existing person or institution is intended and any similarity which may exist is purely coincidental.
No portion of this publication may be reproduced, by any means, without the express written permission of the copyright holder(s).

Übersetzung: Timothy Stahl
Lektorat: Caspar D. Friedrich, Waltraud Ries
Redaktion: Mathias Ulinski, Holger Wiest
Chefredaktion: Jo Löffler
Umschlaggestaltung: tab indivisuell, Stuttgart
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany

ISBN 978-3-8332-2610-6
1. Auflage, Februar 2013

www.paninicomics.de

PROLOG

Ich habe ihn nicht wirklich gekannt. Ich glaubte nur, ihn zu kennen, aber erst, als ich sein Tagebuch las, wurde mir bewusst, dass ich eigentlich gar nichts über ihn wusste. Und nun ist es zu spät. Zu spät, um ihm zu sagen, dass ich ihn falsch eingeschätzt habe. Zu spät, um ihm zu sagen, dass es mir leidtut.

TEIL EINS

Auszüge aus dem Tagebuch von
Haytham E. Kenway

6. DEZEMBER 1735

I

Vor zwei Tagen hätte ich eigentlich meinen zehnten Geburtstag feiern sollen, zu Hause am Queen Anne's Square. Stattdessen verstrich mein Geburtstag unbemerkt – es gab keine Feier, nur Begräbnisse, und unser ausgebranntes Haus hockt wie ein schwarz gewordener, fauler Zahn zwischen den hohen weißen Villen am Queen Anne's Square.

Einstweilen wohnen wir in einem von Vaters Anwesen in Bloomsbury. Es ist ein schönes Haus, und obgleich unsere Familie am Boden zerstört und unser Leben zerrissen ist, können wir wenigstens dafür dankbar sein. Hier werden wir bleiben, entsetzt, erstarrt – verwirrten Geistern gleich –, bis sich unsere Zukunft entscheidet.

Meine Tagebücher wurden ein Raub der Flammen, und wie ich nun die ersten Worte in dieses neue schreibe, breitet sich in mir so etwas wie das Gefühl eines Neuanfangs aus. Und deswegen sollte ich wohl mit meinem Namen beginnen. Er lautet Haytham. Ein arabischer Name für einen englischen Jungen, dessen Heimat London ist und der von seiner Geburt an bis vor zwei Tagen ein idyllisches Leben führte, behütet vor dem ärgsten Schmutz, der anderswo in der Stadt existiert. Vom Queen Anne's Square aus konnten wir den Nebel und den Rauch über dem Fluss sehen, und wie alle anderen störten wir uns an dem Gestank, den ich nur als den Geruch eines nassen Pferdes beschreiben kann, doch mussten wir nicht durch die Rinnsale stinkenden Unrats

stapfen, die aus Gerbereien, Fleischerläden und den Hinterteilen von Tieren und Menschen abflossen. Widerliche Bäche, die der Ausbreitung von Krankheiten Vorschub leisten: Ruhr, Cholera, Schwindsucht ...

„Ihr müsst Euch warm anziehen, Master Haytham. Sonst holt Ihr Euch noch etwas.“

Auf den Spaziergängen über die Felder nach Hampstead führten meine Kindermädchen mich in großem Bogen um die armen bedauernswerten Menschen herum, die der Husten schüttelte. Mehr als alles andere fürchteten sie jedoch Krankheiten. Ich nehme an, weil Krankheiten nicht mit Argumenten beizukommen ist – sie lassen sich weder bestechen, noch kann man sie mit Waffen besiegen, und sie zeigen auch keinen Respekt vor Reichtum und Stand. Die Krankheit ist ein unerbittlicher Feind.

Und natürlich greift sie ohne Warnung an. Deshalb untersuchten sie mich allabendlich auf Anzeichen von Masern oder Blattern und meldeten sodann meiner Mutter, dass ich bei guter Gesundheit sei, woraufhin sie kam und mir einen Gutenachtkuss gab. Ich gehörte nämlich zu den Glücklichen, die eine Mutter hatten, die mir einen Gutenachtkuss geben konnte. Und auch einen Vater, der dies tat und mich und meine Halbschwester Jenny liebte. Der mich aufklärte über Arm und Reich, der mir vor Augen führte, welches Glück mir beschieden war, und mich drängte, stets auch an andere zu denken, und der Lehrer und Kindermädchen beschäftigte, die mich behüteten und unterrichteten, damit ich zu einem Mann mit guten Werten heranwuchs, der ein Gewinn für die Welt war. Zu einem der Menschen, die auf der Sonnenseite des Lebens stehen. Im Gegensatz zu den Kindern, die auf den Feldern, in den Fabriken und Schloten arbeiten müssen.

Manchmal fragte ich mich allerdings, ob sie Freunde hatten, diese anderen Kinder. Wenn es so war, dann beneidete ich sie darum, um ihre Freunde – obwohl ich natürlich wusste, dass ich nicht neidisch auf sie sein sollte, da mein Leben doch um so vieles behaglicher war. Doch ich hatte keine Freunde – ebenso wenig wie Brüder oder Schwestern, die annähernd in meinem Alter

gewesen wären –, und was das Eingehen von Freundschaften anbetraf, nun, ich war schüchtern. Außerdem gab es noch ein anderes Problem, etwas, das ans Licht gekommen war, als ich gerade einmal fünf Jahre alt gewesen war.

Es geschah eines Nachmittags. Die Villen am Queen Anne's Square standen dicht beieinander, sodass wir unsere Nachbarn oft sahen, entweder auf der Straße oder in ihren Gärten hinter den Häusern. Neben uns wohnte eine Familie mit vier Mädchen, zwei von ihnen waren etwa in meinem Alter. Sie brachten, wie mir schien, Stunden damit zu, in ihrem Garten seilzuhüpfen oder Blindekuh zu spielen, und ich hörte sie, wenn ich im Unterrichtszimmer saß, unter der strengen Aufsicht meines Lehrers, des alten Mr Fayling, der buschige graue Augenbrauen sowie die Angewohnheit hatte, in der Nase zu bohren und aufmerksam zu betrachten, was er da aus seinen Nasenlöchern ans Tageslicht beförderte, um es dann verstohlen zu verspeisen.

An jenem Nachmittag verließ der alte Mr Fayling das Zimmer, und ich wartete, bis seine Schritte verklungen waren, bevor ich, ohne meine Rechenaufgaben schon alle gelöst zu haben, aufstand, ans Fenster ging und zu der Villa nebenan hinüberschaute.

Dawson hieß die Familie. Mr Dawson war ein Mitglied des Parlaments, ein MP, jedenfalls sagte mein Vater das und hatte dabei eine finstere Miene. Der Garten der Dawsons wurde von einer hohen Mauer umgeben, doch trotz all der Bäume, Büsche und Blüten war er vom Fenster meines Unterrichtszimmers aus teilweise einzusehen, und so konnte ich auch die Mädchen beobachten. Zur Abwechslung spielten sie Himmel und Hölle und hatten sich aus Paille-Maille-Schlägern ein provisorisches Kastennmuster zurechtgelegt, auch wenn es nicht den Anschein hatte, dass sie ihre Sache sehr ernst nahmen. Offenbar versuchten die beiden älteren, ihren jüngeren Schwestern die Feinheiten des Spiels beizubringen. Ich sah hüpfende Zöpfe, rosafarbene Kleider mit krausen Besätzen, dazu hörte ich sie rufen und lachen und dazwischen gelegentlich eine erwachsene Stimme, ein Kinder-

mädchen wahrscheinlich, das von dem dichten, tief hängenden Laub eines Baumes vor meinen Blicken verborgen blieb.

Für einen Moment vergaß ich meine Rechenaufgaben und schaute den Mädchen versonnen beim Spielen zu, bis plötzlich, fast so, als *spüre* sie, dass sie beobachtet wurde, eine der Kleineren – sie war vielleicht ein Jahr jünger als ich – nach oben sah, mich am Fenster erblickte und unsere Blicke sich trafen.

Ich schluckte, dann hob ich ganz zaghaft eine Hand, um ihr zu winken. Zu meiner Überraschung erwiderte sie meine Geste mit einem Lächeln. Und dann rief sie auch schon ihre Schwestern, bis sie alle vier versammelt waren und aufgeregt die Hälse reckten und ihre Augen vor der Sonne beschirmten, um zum Fenster des Unterrichtszimmers heraufzuschauen, wo ich wie ein Ausstellungsstück in einem Museum stand – nur war ich ein bewegliches Ausstellungsstück, das winkte und vor Verlegenheit ein bisschen rot wurde. Dennoch verspürte ich auch das sanfte, warme Glimmen eines Gefühls, das so etwas wie Freundschaft gewesen sein mochte – und das sogleich wieder verging, nämlich in dem Moment, als das Kindermädchen aus dem Schutz der Bäume hervortrat und böse zu meinem Fenster heraufsah, mit einem Blick, der keinen Zweifel daran ließ, wofür sie mich hielt, nämlich für einen Spanner oder etwas noch Übleres, und dann scheuchte sie die vier Mädchen aus meinem Blickfeld.

Diesen Blick, mit dem das Kindermädchen mich bedachte, hatte ich nicht zum ersten Mal gesehen, und ich sollte ihn wiedersehen – auf der Straße oder auf den Feldern hinter uns. Ich habe ja bereits geschrieben, wie meine Kindermädchen mich in großem Bogen um die abgerissenen bedauernswerten Menschen herumführten – und andere Kindermädchen hielten ihre Schützlinge auf die gleiche Weise von Leuten wie mir fern. Ich fragte mich eigentlich nie, warum. Ich fragte nicht danach, weil ... ich weiß nicht ... weil es keinen Grund gab, danach zu fragen, nehme ich an. Es war eben so, und ich kannte es nicht anders.

II

Als ich sechs war, drückte Edith mir ein Bündel gebügelter Kleider und ein Paar Schuhe mit silbernen Schnallen in die Hände.

Kurz darauf trat ich hinter dem Paravent hervor, in meinen neuen Schuhen mit den glänzenden Schnallen, einem Wams und einer Jacke, und Edith rief eines der Hausmädchen, das sagte, ich sähe meinem Vater zum Verwechseln ähnlich, was allerdings auch der Zweck der Sache war.

Später kamen meine Eltern, und ich hätte schwören können, dass Vaters Augen ein wenig feucht wurden, während Mutter keinen Hehl aus ihren Gefühlen machte und mitten im Kinderzimmer in Tränen ausbrach und mit den Händen wedelte, bis Edith ihr ein Taschentuch reichte.

Wie ich so dastand, kam ich mir erwachsen und gelehrt vor, obwohl ich einmal mehr spürte, wie meine Wangen heiß wurden. Ich ertappte mich bei der Frage, ob ich wohl den Mädchen von nebenan in meinem neuen Anzug gefallen hätte, ob sie fänden, ich sähe aus wie ein Gentleman. Ich dachte oft an sie. Manchmal erhaschte ich vom Fenster aus einen Blick auf sie, wenn sie im Garten heruntollten oder auf der Straße vor den Villen in eine Kutsche geleitet wurden. Einmal bildete ich mir ein, eine von ihnen hätte einen verstohlenen Blick zu mir heraufgeworfen, aber wenn sie mich sah, dann lächelte und winkte sie nicht. Ich sah nur einen Abglanz eben jenes Blickes, mit dem mich auch das Kindermädchen bedacht hatte, als würde die Missbilligung mir gegenüber von einer Generation an die nächste weitergegeben wie geheimes Wissen.

Auf der einen Seite lebten also die Dawsons, diese scheuen, seilhüpfenden Dawsons mit ihren zu Zöpfen geflochtenen Haaren, während auf der anderen Seite die Barretts wohnten. Eine Familie mit acht Kindern, Jungen und Mädchen. Aber sie erblickte ich ebenfalls nur selten. Genau wie mit den Dawsons beschränkten sich auch meine Begegnungen mit den Barretts darauf, dass ich sah, wie sie in Kutschen stiegen oder in der Ferne

über die Felder gingen. Eines Tages dann, kurz vor meinem achten Geburtstag, schlenderte ich an der hohen Mauer um unseren Garten entlang und zog dabei einen Stock über die bröckelnden Ziegelsteine. Ab und zu blieb ich stehen, um Steine umzudrehen und die Insekten, die darunter hervorkrabbelten, zu inspizieren – Asseln, Tausendfüßler, Würmer, die sich wanden, als streckten sie ihre langen Leiber –, bis ich bei der Tür anlangte, die zu einem Durchgang zwischen unserem Haus und dem der Barretts führte.

Die schwere Pforte war mit einem riesigen, rostigen Metallschloss versperrt, das aussah, als sei es seit Jahren nicht geöffnet worden. Ich betrachtete es eine Weile und wog es in der Hand, als ich plötzlich eine flüsternde Jungenstimme vernahm.

„He, du. Stimmt es, was man über deinen Vater sagt?“

Die Stimme drang von der anderen Seite der Tür zu mir, allerdings brauchte ich einen Augenblick, um das zu begreifen – einen Augenblick, in dem ich erschrocken und vor Angst fast starr dand. Im nächsten Moment fuhr ich vor Schreck beinahe aus der Haut, als ich durch ein Loch in der Tür in ein starres Auge blickte, das mich, ohne zu blinzeln, musterte. Dann hörte ich die Frage noch einmal.

„Komm schon, die werden mich gleich rufen. Stimmt es, was man über deinen Vater sagt?“

Ich beruhigte mich und beugte mich etwas vor, bis sich mein Auge auf der Höhe des Loches in der Tür befand. „Wer ist da?“, fragte ich.

„Ich bin's, Tom. Von nebenan.“

Ich wusste, dass Tom der Jüngste war, ungefähr in meinem Alter. Ich hatte gehört, wie er beim Namen gerufen wurde.

„Und wer bist du?“, erwiderte er. „Ich meine, wie heißt du?“

„Haytham“, antwortete ich und fragte mich, ob Tom mein neuer Freund war. Sein Augapfel sah jedenfalls recht freundlich aus.

„Das ist ein komischer Name.“

„Ein arabischer. Er bedeutet ‚junger Adler‘.“

„Ach so, das ergibt Sinn.“

„Was meinst du damit? Warum ergibt das einen Sinn?“

„Ach, ich weiß nicht. Irgendwie eben. Und du bist allein, stimmt's?“

„Ich habe eine Schwester“, erklärte ich. „Und Mutter und Vater.“

„Ziemlich kleine Familie.“

Ich nickte.

„Also“, drängte er, „stimmt es nun oder nicht? Ist dein Vater das, was man sagt? Und lass dir bloß nicht einfallen, mich anzulügen, das seh ich nämlich in deinen Augen, weißt du? Ich kann auf Anhieb erkennen, ob du lügst.“

„Ich werde nicht lügen. Ich weiß ja nicht einmal, was ‚man‘ über meinen Vater sagt, und auch nicht, wer ‚man‘ ist.“

Im selben Moment beschlich mich ein merkwürdiges und nicht unbedingt angenehmes Gefühl. Es rührte daher, dass es irgendwo eine bestimmte Vorstellung davon gab, was als „normal“ galt, und dass wir, die Familie Kenway, dieser Vorstellung nicht entsprachen.

Womöglich hatte der Junge, in dessen Auge ich blickte, meinem Tonfall etwas entnommen, denn er ergänzte eilig: „Entschuldige. Es tut mir leid, wenn ich etwas Unpassendes gesagt habe. Es hat mich nur interessiert, das ist alles. Es gibt da nämlich ein Gerücht, weißt du? Und wenn es stimmen würde, wäre das unglaublich aufregend ...“

„Was für ein Gerücht denn?“

„Du wirst es sicher albern finden.“

Ich kam mir mutig vor, näherte mein Gesicht dem Loch, blickte ihn an, Auge in Auge, und fragte: „Was meinst du? Was sagen die Leute über meinen Vater?“

Er blinzelte. „Sie sagen, er sei einmal ein ...“

Plötzlich erklang ein Geräusch hinter ihm, und ich hörte eine wütende Männerstimme seinen Namen rufen: „*Thomas!*“

Vor Schreck zuckte er zurück. „Ach, Mist!“, zischte er rasch. „Ich muss gehen, man ruft mich. Ich hoffe, wir sehen uns wieder?“

Und damit war er verschwunden, und ich blieb zurück mit der Frage, was er wohl gemeint haben konnte. Was für ein Gerücht? Was redeten die Leute über uns, über unsere *kleine* Familie?

Zugleich fiel mir ein, dass ich mich besser beeilen sollte. Es war beinahe Mittag – und damit Zeit für meine Ausbildung an den Waffen.

7. DEZEMBER 1735

I

Ich komme mir unsichtbar vor, wie gefangen zwischen Vergangenheit und Zukunft. Ringsum führen die Erwachsenen angespannte Gespräche. Ihre Gesichter wirken verhärtet, und die Damen schluchzen. Natürlich schürt man mehrere Feuer und hält sie am Brennen, doch das Haus ist leer bis auf uns wenige und die Habseligkeiten, die wir aus der ausgebrannten Villa retten konnten, und es herrscht ein ständiges Gefühl der Kälte. Draußen hat es zu schneien begonnen, hier drinnen haben sich Kummer und Schmerz eingenistet, die einen bis ins Mark frösteln lassen.

Da es für mich kaum etwas anderes zu tun gibt, als in mein Tagebuch zu schreiben, hatte ich eigentlich gehofft, meine bisherige Lebensgeschichte auf den neuesten Stand bringen zu können, aber es gibt anscheinend doch mehr zu sagen, als ich zunächst gedacht hatte, und natürlich gab es auch andere wichtige Angelegenheiten, die zu besorgen waren. Beisetzungen. Heute die von Edith.

„Seid Ihr sicher, Master Haytham?“, hatte Betty mit gerunzelter Stirn gefragt, die Augen müde. Seit Jahren – solange ich zurückdenken kann – hatte sie Edith assistiert. Der Verlust traf sie ebenso schwer wie mich.

„Ja“, sagte ich, wie immer in meinen Anzug gekleidet, zu dem ich heute eine schwarze Krawatte trug. Edith war alleinstehend und ohne Familie gewesen, und so waren es nur die überlebenden Kenways und die Hausangestellten, die sich im unteren Stockwerk zu einem Leichenschmaus versammelten, bei dem es Schin-

ken, Ale und Kuchen gab. Als der vorbei war, luden die Männer vom Bestattungsinstitut, die bereits ziemlich betrunken waren, Edith in den Leichenwagen, um die Tote zur Kapelle zu schaffen. Wir nahmen in den Kutschen für die Trauergäste Platz. Nur zwei waren nötig. Als auch das vorüber war, zog ich mich auf mein Zimmer zurück, um meine Geschichte weiterzuschreiben ...

II

Zwei Tage nachdem ich mit Tom Barretts Augapfel gesprochen hatte, gingen mir seine Worte immer noch im Kopf herum. Deshalb beschloss ich, als Jenny und ich allein im Salon waren, meine Schwester danach zu fragen.

Jenny.

Ich war fast acht, und sie war einundzwanzig, und wir hatten so viel gemeinsam wie ich und der Mann, der die Kohlen lieferte. Wahrscheinlich sogar noch weniger, wenn ich es recht bedachte, denn der Mann, der die Kohlen lieferte, und ich lachten immerhin beide gern, während ich Jenny kaum einmal lächeln, geschweige denn lachen gesehen hatte.

Sie hat glänzendes schwarzes Haar, und ihre Augen sind dunkel und ... nun ja, ich würde sie als irgendwie „schläfrig“ bezeichnen, aber ich hatte auch schon vernommen, dass man sie als „grüblerisch“ beschrieb. Und mindestens ein Verehrer war sogar so weit gegangen zu behaupten, sie habe einen „rauchigen Blick“, was immer darunter auch zu verstehen sein mag. Jennys Aussehen war ein beliebtes Gesprächsthema. Sie ist eine wahre Schönheit, zumindest höre ich das oft.

Für mich allerdings war sie einfach nur Jenny, die sich so oft geweigert hatte, mit mir zu spielen, dass ich es längst aufgegeben hatte, sie darum zu bitten, und die ich in Gedanken immer nur in einem hochlehnigen Sessel sitzen sah, den Kopf über ihre Näh- oder Stickarbeit gesenkt oder was immer sie gerade mit Nadel und Faden tat. Und das stets mit düsterer Miene. Den rauchigen

Blick, den ihre Bewunderer ihr nachsagten, konnte ich nur als finster beschreiben. Oder missmutig und mürrisch.

Und doch hatten wir eine Gemeinsamkeit, obwohl wir kaum mehr waren als Gäste im Leben des anderen, wie Schiffe, die zwar im selben Hafen lagen, aber immer nur dicht aneinander vorbeisegelten, ohne je Kontakt aufzunehmen. Wir hatten denselben Vater. Und Jenny, die dreizehn Jahre älter war, wusste mehr über ihn als ich. Daher wurde ich es nicht müde zu versuchen, sie in ein Gespräch zu verwickeln, trotzdem sie mir über die Jahre immer wieder gesagt hatte, ich sei zu dumm oder zu jung, um es zu verstehen – oder auch zu dumm *und* zu jung. Einmal hatte sie sogar gesagt, ich sei zu *kurz*, um es zu verstehen, was immer das auch bedeuten sollte. Ich weiß nicht, warum ich es nicht aufgab, denn, wie gesagt, ich erfuhr nie etwas von ihr. Vielleicht tat ich es, um ihr auf die Nerven zu gehen. Diesmal jedoch, zwei Tage oder so nach meiner Begegnung mit Toms Augapfel, versuchte ich es, weil ich wirklich neugierig darauf war, was Tom gemeint hatte.

Darum fragte ich sie: „Was sagen die Leute über uns?“

Sie seufzte theatralisch und schaute von ihrer Handarbeit auf.

„Was meinst du damit, du Zwerg?“, entgegnete sie.

„Na, das eben ... was die Leute über uns sagen.“

„Sprichst du von Gerüchten?“

„Wenn du so willst.“

„Und was kümmern dich Gerüchte? Bist du nicht ein bisschen zu ...?“

„Sie kümmern mich eben“, unterbrach ich sie, bevor sie wieder behaupten konnte, ich sei zu jung, zu dumm oder zu kurz.

„Ach ja? Und warum?“

„Jemand hat etwas gesagt, das ist alles.“

Sie legte ihre Handarbeit weg und schürzte die Lippen. „Wer? Wer hat etwas gesagt, und was hat er gesagt?“

„Ein Junge an der Tür hinten im Garten. Er sagte, unsere Familie sei komisch und Vater sei einmal ein ...“

„Was?“

„So weit sind wir nicht gekommen.“

Sie lächelte und nahm ihre Näharbeit wieder auf. „Und das hat dich nachdenklich gemacht, nicht wahr?“

„Na ja, ginge dir das nicht so?“

„Ich weiß schon alles, was ich wissen muss“, erwiderte sie in überheblichem Ton, „und es interessiert mich nicht, was man sich im Haus nebenan über uns erzählt.“

„Na, dann sag’s mir doch“, forderte ich sie auf. „Was war Vater denn, bevor ich auf die Welt kam?“

Manchmal lächelte Jenny doch. Sie lächelte, wenn sie die Oberhand hatte, wenn sie ein wenig Macht über jemanden ausüben konnte – vor allem, wenn ich dieser Jemand war.

„Das erfährst du schon noch“, meinte sie.

„Wann?“

„Alles zu seiner Zeit. Schließlich bist du sein *männlicher Erbe*.“

Wir schwiegen lange. „Was meinst du damit?“, fragte ich dann. „Sein ‚männlicher Erbe‘? Was ist der Unterschied zwischen dem und was du bist?“

Sie seufzte abermals. „Im Moment gibt es keinen großen Unterschied. Sieht man einmal davon ab, dass du an den Waffen ausgebildet wirst und ich nicht.“

„Du nicht?“ Aber wenn ich darüber nachdachte, wusste ich das natürlich bereits, und wahrscheinlich hatte ich mich schon darüber gewundert, warum ich im Schwertkampf unterrichtet wurde und sie Handarbeiten machte.

„Nein, Haytham, ich habe keine Kampfausbildung. Kein Kind wird an der Waffe ausgebildet, nicht in Bloomsbury jedenfalls und vielleicht in ganz London nicht. Niemand außer dir. Hat man dir es nicht gesagt?“

„Was denn?“

„Dass du nicht darüber reden sollst.“

„Ja, schon, aber ...“

„Und hast du dich nie gefragt, warum? Warum du nicht darüber reden sollst?“

Vielleicht hatte ich mich das gefragt. Vielleicht hatte ich es insgeheim immer gewusst. Doch ich sagte nichts.

„Du wirst bald herausfinden, was auf dich wartet“, fuhr Jenny fort. „Unser Leben ist uns vorgezeichnet wie eine Wegbeschreibung auf einer Karte. Mach dir da nur nichts vor.“

„Und was wartet auf dich?“

Sie schnaubte abfällig. „Nein, die Frage ist nicht, *was* auf dich wartet, sondern *wer*.“ In ihrer Stimme lag ein Unterton, den ich erst viel später verstehen sollte. Ich sah sie an und wusste, dass es unklug gewesen wäre, weiter nachzuhaken, dass ich Gefahr laufen würde, mit ihrer Nadel gestochen zu werden. Aber als ich schließlich das Buch, in dem ich gelesen hatte, weglegte und den Salon verließ, war ich mir im Klaren darüber, dass ich zwar so gut wie nichts über meinen Vater oder meine Familie erfahren hatte, dafür aber etwas über Jenny: warum sie nie lächelte und warum sie mir gegenüber immer so feindselig war.

Es lag daran, dass sie die Zukunft kannte. Sie wusste, dass man mich bevorzugt würde, aus keinem anderen oder besseren Grund als dem, dass ich männlichen Geschlechts war.

Vielleicht hätte sie mir leidgetan – wäre sie nicht immer so sauerböfisch gewesen.

Allerdings empfand ich mit diesem neu gewonnenen Wissen beim Waffentraining am nächsten Tag einen ganz besonderen Schauer der Erregung: Außer mir wurde also niemand an den Waffen ausgebildet. Plötzlich hatte ich das Gefühl, von einer verbotenen Frucht zu kosten, und dass mein Vater mein Lehrer war, machte diese Frucht nur noch saftiger. Wenn Jenny recht hatte und es so etwas wie einen Ruf gab, dann wurde ich darauf vorbereitet, ihm zu folgen, so wie andere Jungen auf das Priesteramt oder den Beruf des Schmieds, des Fleischers oder Zimmermanns. Und das gefiel mir gut. Zu niemandem auf der Welt sah ich mehr auf als zu meinem Vater. Der Gedanke, dass er sein Wissen an mich weitergab, war wohliger und packender zugleich.

Und obendrein drehte sich alles um Schwerter. Was konnte sich ein Junge sonst noch wünschen? Rückblickend weiß ich, dass ich von jenem Tag an ein willigerer und begeisterterer Schüler war. Jeden Tag, entweder zur Mittagszeit oder nach dem Abendessen,

das hing von den anderweitigen Verpflichtungen meines Vaters ab, trafen wir uns im Trainingsraum, wie wir ihn nannten, obwohl es eigentlich der Freizeitraum war. Und dort wurden meine Fähigkeiten im Kampf allmählich besser.

Ich habe seit dem Angriff nicht mehr trainiert. Ich brachte es nicht einmal fertig, eine Klinge auch nur aufzunehmen, aber ich weiß, wenn ich es wieder kann, werde ich mir jenen Raum vorstellen, mit seinen dunklen, eichenholzvertäfelten Wänden, den Bücherregalen und dem zugedeckten Billardtisch, der zur Seite gerückt worden war, um Platz zu schaffen. Und darin werde ich meinen Vater sehen, seine strahlenden Augen, seinen scharfen, aber freundlichen Blick und sein stetes Lächeln, und ich werde hören, wie er mich unentwegt ansprach: blocken, parieren, Fußarbeit, Balance, aufpassen, vorausschauen. Diese Worte wiederholte er wie ein Mantra, manchmal sagte er die ganze Stunde lang nichts anderes, rief nur die Befehle, nickte, wenn ich es richtig machte, schüttelte den Kopf, wenn ich einen Fehler beging, hielt ab und zu inne, um sich das Haar aus dem Gesicht zu streichen und hinter mich zu treten, um meine Arm- und Beinhaltung zu korrigieren.

Für mich sind – oder waren – das die Bilder und Klänge des Waffentrainings: die Bücherregale, der Billardtisch, die Mantras meines Vaters und das Geräusch von aufeinanderprallendem ...

Holz.

Ja, Holz.

Wir benutzten hölzerne Übungsschwerter, sehr zu meinem Leidwesen. Stahl käme später, hatte er gesagt, wann immer ich mich beklagte.

III

Am Morgen meines Geburtstags war Edith besonders nett zu mir, und Mutter sorgte dafür, dass ich zum Frühstück eine meiner Lieblingsgerichte bekam: Sardinen mit Senfsoße, frisch gebackenes Brot mit Kirschmarmelade, selbst gemacht aus den Früchten der

Bäume in unserem Garten. Ich ertappte Jenny dabei, wie sie mir einen hämischen Blick zuwarf, störte mich aber nicht daran. Seit unserem Gespräch im Salon war das bisschen Macht, das sie über mich besaß, irgendwie bedeutungslos geworden. Vorher hätte ich mir ihren Spott vielleicht zu Herzen genommen, wäre mir mein Geburtstagsfrühstück vielleicht etwas albern und peinlich vorgekommen. Aber an jenem Tag nicht. Wenn ich zurückblicke, frage ich mich, ob nicht mein achter Geburtstag der Tag war, an dem mein Wandel vom Knaben zum Mann begann.

Nein, ich scherte mich also nicht um Jennys höhnisches Grinsen und auch nicht an dem Gurren, das sie verstohlen von sich gab. Ich hatte nur Augen für Mutter und Vater, die ihrerseits nur Augen für mich hatten. Ihrer Körpersprache, winzigen Signalen, die ich im Laufe der Jahre zu deuten gelernt hatte, entnahm ich, dass noch etwas nachkommen würde, dass meine Geburtstagsfreude mit dem Frühstück noch nicht vorüber war. Und so war es auch. Nach dem Essen hatte mein Vater verkündet, dass wir am Abend White's Chocolate House in der Chesterfield Street aufsuchen würden – dort machte man die heiße Schokolade aus festen Kakaoblöcken, die aus Spanien importiert wurden.

Später an jenem Tag wuselten Edith und Betty um mich herum und steckten mich in meinen elegantesten Anzug. Dann stiegen wir draußen am Bordstein zu viert in eine Kutsche, wobei ich einen Blick zu den Fenstern unserer Nachbarn hinaufwarf und mich fragte, ob sich die Dawson-Mädchen oder Tom und seine Brüder wohl die Nasen an den Scheiben platt drückten. Ich hoffte es. Ich hoffte, dass sie mich jetzt sahen. Dass sie uns alle sahen und dachten: „Da ist die Familie Kenway, sie geht am Abend aus wie eine ganz normale Familie.“

IV

In der Gegend um die Chesterfield Street herrschte reges Treiben. Wir konnten direkt vor White's Chocolate House vorfahren, und

dort angekommen, öffnete man uns den Schlag und geleitete uns rasch über die belebte Durchgangsstraße und hinein.

Trotzdem nutzte ich den kurzen Weg zwischen Kutsche und Chocolate House, um mich nach links und rechts umzuschauen, und dabei erhaschte ich einen Blick auf einen kleinen Ausschnitt des wahren Londons – auf den Kadaver eines Hundes, der im Rinnstein lag, auf einen Obdachlosen, der sich über ein Geländer erbrach, auf Blumenverkäufer, Bettler, Betrunkene und Gassenkinder, die in einem Fluss aus Schlamm herumspritzten, der gärend über die Straße lief.

Dann waren wir im Haus, wo uns der schwere Geruch von Rauch, Ale, Parfüm und natürlich Schokolade empfing sowie Klavierklänge und lautes Stimmengewirr. Menschen beugten sich über Spieltische. Männer tranken Ale aus großen Krügen, Frauen ebenso. Ein paar von ihnen sah ich mit heißer Schokolade und Kuchen. Jedermann, so schien es, befand sich in einem Zustand höchster Aufregung.

Ich sah Vater an, der wie angewurzelt stehen geblieben war, und spürte sein Unbehagen. Einen Moment lang fürchtete ich, er würde kurzerhand kehrtmachen und wieder gehen, bis mein Blick auf einen Gentleman fiel, der seinen Gehstock in die Höhe hielt. Er war jünger als mein Vater, hatte ein unbekümmertes Lächeln und in den Augen ein Blitzen, das selbst auf die Entfernung zu sehen war, und nun winkte er uns mit seinem Stock zu. Vater grüßte mit einer dankbaren Geste zurück und führte uns durch den Raum. Wir drückten uns zwischen Tischen hindurch, stiegen über Hunde hinweg und auch über ein oder zwei Kinder, die um die Füße der zechenden Gäste herumkrochen, wo sie vermutlich auf das hofften, was von den Spieltischen fallen mochte: Kuchenkrümel und vielleicht auch ein paar Münzen.

Wir erreichten den Gentleman mit dem Stock. Im Gegensatz zu Vater, dessen Haar wild wucherte und nur notdürftig mit einer Schleife nach hinten gebunden war, trug er eine weiß gepuderte Perücke, deren hinterer Teil zum Schutz in einem schwarzen Seidenbeutel steckte, dazu einen dunkelroten Gehrock. Er begrüßte

Vater mit einem Nicken, dann richtete er seine Aufmerksamkeit auf mich und vollführte eine übertriebene Verbeugung. „Guten Abend, Master Haytham, ich wünsche Euch, dass Ihr diesen Tag noch viele Male in Glück und Zufriedenheit begehen könnt. Darf ich nach Eurem Alter fragen, Sir? Ich sehe Euch an, dass Ihr ein Kind von großer Reife seid. Elf? Zwölf vielleicht?“

Bei diesen Worten blickte er mit einem schelmischen Lächeln zu meinen Eltern, und sie lachten leise.

„Ich bin acht, Sir“, erklärte ich und plusterte mich stolz auf, während mein Vater uns einander vorstellte. Der Gentleman war Reginald Birch, einer seiner Direktoren, und Mr Birch sagte, er sei erfreut, meine Bekanntschaft zu machen, ehe er meine Mutter mit einer langen Verbeugung begrüßte und ihr den Handrücken küsste.

Als Nächstes lenkte er sein Augenmerk auf Jenny, und er nahm auch ihre Hand, beugte den Kopf darüber und deutete einen Kuss an. Ich kannte mich hinreichend aus, um zu erkennen, dass er ihr offenbar den Hof machte, und ich warf einen raschen Blick auf meinen Vater in der Erwartung, dass er einschreiten werde.

Stattdessen sah ich, dass er und Mutter ganz hingerissen wirkten, obgleich Jennys Gesicht steinern war und es auch blieb, als man uns in ein privates Hinterzimmer des Chocolate House führte, wo wir Platz nahmen – Mr Birch und Jenny nebeneinander – und das Personal des Hauses um uns herumscharwenzelte.

Ich hätte die ganze Nacht dort bleiben können, denn ich bekam mehr als genug heiße Schokolade und Kuchen, den man uns in üppiger Menge auftrug. Vater und Mr Birch schien das Ale zu schmecken. Darum war es schließlich Mutter, die darauf bestand, dass wir aufbrachen – bevor mir oder ihnen schlecht wurde. Wir traten hinaus in die Nacht, wo es zwischenzeitlich keineswegs ruhiger, sondern allenfalls noch hektischer zuzuging.

Einen Moment lang fühlte ich mich fast orientierungslos in dem Lärm und Gestank der Straße. Jenny rümpfte die Nase, und ich sah Sorge im Gesicht meiner Mutter aufflackern. Vater rückte instinktiv näher an uns alle heran, als versuche er, den Aufruhr von uns fernzuhalten.

Urplötzlich tauchte eine schmutzige Hand vor meinem Gesicht auf, und ich schaute nach oben und sah einen Bettler um Geld bitten, mit großen, flehenden Augen, die im Gegensatz zu seinem schmutzigen Gesicht und Haar geradezu leuchtend weiß schienen. Eine Blumenverkäuferin wollte sich an Vater vorbeidrängeln, um zu Jenny zu gelangen, und stieß ein wütendes „Oi!“ aus, als Mr Birch seinen Stock einsetzte, um ihr den Weg zu verwehren. Ich fühlte mich herumgeschubst und sah zwei Gassenkinder, die zu uns wollten, die leeren Hände bittend vorgestreckt.

Dann schrie meine Mutter plötzlich auf, als ein Mann aus der Menge herausplatzte, die Kleidung zerlumpt und schmutzig, die Zähne gefletscht, die Hände nach der Halskette meiner Mutter ausgestreckt.

Und in der nächsten Sekunde erfuhr ich, warum Vaters Gehstock immer so komisch klapperte, denn ich sah eine Klinge daraus hervorschnellen, als er herumfuhr, um Mutter zu beschützen. Binnen eines Lidschlags überwand er die Distanz, aber bevor er die Klinge ganz aus ihrer Scheide gezogen hatte, überlegte er es sich anders, vielleicht weil er sah, dass der Dieb unbewaffnet war, und schob die Waffe zurück, sodass wieder ein Gehstock daraus wurde, und in derselben Bewegung ließ er ihn zwischen den Fingern wirbeln und schlug die Hand des Grobians beiseite.

Der Dieb schrie vor Schmerz und Überraschung auf und prallte rücklings gegen Mr Birch, der ihn auf die Straße schleuderte und sich auf ihn warf, die Knie auf die Brust des Mannes und einen Dolch an seinen Hals gedrückt. Mir stockte der Atem.

Ich sah über Vaters Schulter hinweg, wie sich Mutters Augen weiteten.

„Reginald!“, rief Vater. „*Nicht!*“

„Er wollte Euch berauben, Edward“, sagte Mr Birch, ohne sich umzudrehen. Der Dieb flennte. An Mr Birchs Hals traten die Sehnen hervor, die Knöchel seiner Hand, die den Dolch umklammerte, waren weiß.

„Nein, Reginald, nicht auf diese Weise“, sagte mein Vater ruhig. Er hatte die Arme um Mutter gelegt, die ihr Gesicht an seiner Brust vergrub und leise schluchzte. Jenny stand auf der einen Seite dicht neben ihnen, ich auf der anderen. Um uns hatte sich eine Menge geschart, dieselben Vagabunden und Bettler, die uns eben noch bedrängt hatten, hielten jetzt respektvollen Abstand. Respektvollen und *ängstlichen* Abstand.

„Ich meine es ernst, Reginald“, sagte Vater. „Legt den Dolch weg, und lasst den Mann los.“

„Lasst mich nicht wie einen Narren dastehen, Edward“, erwiderte Birch. „Nicht vor jedermanns Augen, bitte. Wir wissen beide, dass dieser Mann es verdient, für seine Untat zu bezahlen, wenn schon nicht mit seinem Leben, dann vielleicht mit einem Finger. Oder zwei.“

Abermals stockte mir der Atem.

„*Nein!*“, befahl Vater. „Es wird kein Blut vergossen, Reginald. Wenn Ihr nicht augenblicklich tut, was ich sage, endet jede Verbindung zwischen uns.“ Vollkommene Stille senkte sich um uns. Nur der Dieb war zu hören, der immerzu hervorstieß: „Bitte, Sir, bitte, Sir, bitte, Sir, bitte ...“ Die Arme waren an seinen Körper gepresst, mit den Beinen aber versuchte er, um sich zu treten, doch seine Füße scharren nur nutzlos über das dreckige Kopfsteinpflaster.

Bis Mr Birch sich endlich entschied und den Dolch zurückzog. Ein kleiner blutiger Schnitt blieb auf dem Hals des Mannes zurück. Als Mr Birch sich erhob, versetzte er dem Dieb einen Tritt. Der Mann brauchte keine weitere Aufforderung und krabbelte erst auf Händen und Knien ein Stück davon, bevor er sich auf-rappelte und durch die Chesterfield Street davonrannte, froh und dankbar, mit dem Leben davongekommen zu sein.

Unser Kutscher hatte sich wieder gefasst. Er stand an der Tür und bedeutete uns, schnell einzusteigen.

Vater und Mr Birch standen einander gegenüber. Keiner ließ den Blick des anderen los. Als Mutter an mir vorbeieilte, sah ich Mr Birchs Augen lodern. Und ich sah, wie mein Vater ihn

ganz ruhig anblickte, ihm die Hand reichte und sagte: „Danke, Reginald. In unser aller Namen danke ich Euch für Euer geistesgegenwärtiges Handeln.“

Ich spürte Mutters Hand auf meinem Rücken, als sie mich in die Kutsche zu schieben versuchte, und reckte den Hals, um Vater zu sehen, der Mr Birch immer noch die Hand hinhielt. Doch der starrte ihn nur finster an und wollte nicht einschlagen.

Gerade als ich vollends in die Kutsche gedrängt wurde, sah ich, wie Mr Birch endlich doch Vaters Hand ergriff, und seine wütende Miene zerfloss zu einem Lächeln – ein leicht verschämtes, reumütiges Lächeln, als würde ihm jetzt erst bewusst, was geschehen war. Die beiden schüttelten einander die Hand, und mein Vater schenkte Mr Birch jenes knappe Nicken, das ich so gut kannte. Es bedeutete, dass alles beigelegt war. Es bedeutete, dass eine Angelegenheit keiner weiteren Worte bedurfte.

V

Schließlich kehrten wir heim in unser Haus am Queen Anne's Square, wo wir die Tür verriegelten und den Gestank von Rauch, Dung und Pferd aussperrten, und ich sagte Mutter und Vater, wie sehr ich meinen Abend genossen hatte, dankte ihnen überschwänglich und versicherte ihnen, dass der Zwischenfall auf der Straße mir den Abend nicht verdorben habe, während ich insgeheim befand, dass er sogar einer der Höhepunkte gewesen war.

Aber es stellte sich heraus, dass der Tag noch nicht vorbei war, denn als ich die Treppe hinaufsteigen wollte, winkte mir mein Vater stattdessen, ihm zu folgen, und führte mich zum Freizeitraum, wo er eine Petroleumlampe entzündete.

„Dann hat dir dein Abend also gefallen, Haytham?“, fragte er.

„Sehr sogar, Sir“, antwortete ich.

„Welchen Eindruck hattest du von Mr Birch?“

„Ich mag ihn sehr, Sir.“

Vater lachte leise. „Reginald ist ein Mann, der großen Wert auf das Äußere, auf Manieren und Etikette legt. Er gehört nicht zu der Sorte, die sich Etikette und Benimm nur bei Bedarf anstecken wie ein Abzeichen. Er ist ein Ehrenmann.“

„Ja, Sir“, sagte ich, doch mein Ton musste meine Zweifel ver-raten haben, denn Vater sah mich scharf an.

„Aha“, machte er. „Du denkst an den Zwischenfall nach un-se-rem Besuch bei White’s?“

„Ja, Sir.“

„Nun, was ist damit?“

Er winkte mich zu einem der Bücherregale. Dort war es heller, und er konnte mein Gesicht besser sehen. Der Lampenschein erleuchtete seine Züge und ließ sein dunkles Haar glänzen. Seine Augen waren stets freundlich, doch konnte ihr Blick auch durch-dringend sein, so wie jetzt. Mir fiel eine seiner Narben auf, die sich im Licht der Lampe heller auf seiner Haut abzeichnete.

„Nun, es war aufregend, Sir“, erwiderte ich und fügte rasch hinzu: „Aber meine größte Sorge galt Mutter. Wie Ihr sie gerettet habt ... ich habe noch nie jemanden gesehen, der sich so schnell bewegt hat.“

Er lachte. „Die Liebe verleiht einem Mann solche Kraft. Das wirst du eines Tages selbst erleben. Aber was ist mit Mr Birch? Mit seiner Reaktion? Was hältst du davon, Haytham?“

„Sir?“

„Mr Birch schien diesen Halunken schwer bestrafen zu wollen, Haytham. Hieltest du das für angemessen?“

Ich dachte nach, bevor ich antwortete. Ich konnte es Vaters Gesicht ansehen, seinem scharfen, wachen Blick, dass meine Antwort auf diese Frage wichtig war.

Und ich glaubte, im Eifer des Augenblicks *war* ich der An-sicht, dass der Dieb eine harte Strafe verdiene. Einen Moment lang, ganz kurz nur, hatte ich mir in einem Anflug von Zorn ge-wünscht, er möge für den Überfall auf meine Mutter schrecklich büßen. Jetzt indes, im weichen Schein der Lampe und unter Va-ters freundlichem Blick, dachte ich anders darüber.

„Sei ehrlich, Haytham“, hakte mein Vater nach, als läse er meine Gedanken. „Reginald hat einen ausgeprägten Sinn für Gerechtigkeit – oder das, was er für Gerechtigkeit hält. Einen fast ... *biblischen* Sinn für Gerechtigkeit. Aber was denkst du?“

„Zuerst verspürte ich einen Drang nach ... Rache, Sir. Aber der legte sich schnell, und dann war ich froh, dass dem Mann Gnade gewährt wurde“, sagte ich.

Vater nickte lächelnd, dann drehte er sich abrupt den Bücherregalen zu, wo er mit einer raschen Handbewegung ein Buch bewegte, woraufhin ein Teil zur Seite glitt und ein Geheimfach freigab. Mein Herz übersprang einen Schlag, als Vater etwas herausnahm – einen Kasten, den er mir reichte, und mir mit einem Nicken bedeutete, ihn zu öffnen.

„Ein Geburtstagsgeschenk, Haytham“, sagte er.

Ich kniete mich auf den Boden, stellte den Kasten vor mich und klappte ihn auf. Mein Blick fiel als Erstes auf einen Ledergürtel, den ich schnell herausnahm, weil ich wusste, dass darunter ein Schwert liegen würde und zwar kein hölzernes Spielzeugschwert, sondern ein Schwert aus schimmerndem Stahl mit einem verzierten Griff. Ich nahm es aus dem Kasten und hielt es in den Händen. Es war ein Kurzschwert, und obgleich ich darüber – zu meiner Schande – einen schmerzhaften Anflug von Enttäuschung verspürte, wusste ich doch augenblicklich, dass es ein *schönes* Schwert war, und es war *mein* Kurzschwert. Ich beschloss auf der Stelle, dass ich es stets bei mir tragen würde, und griff bereits nach dem Gürtel, als Vater mich zurückhielt.

„Nein, Haytham“, sagte er, „es bleibt hier, und du wirst es nicht ohne meine Erlaubnis herausnehmen oder gar benutzen. Ist das klar?“ Er hatte mir das Schwert abgenommen und bereits in den Kasten zurückgetan. Den Gürtel legte er darauf. Dann schloss er den Deckel.

„Du wirst bald beginnen, mit diesem Schwert zu üben“, fuhr er fort. „Du hast noch viel zu lernen, Haytham, nicht nur über den Stahl, den du in deinen Händen hältst, sondern auch über den Stahl in deinem Herzen.“

„Ja, Vater“, sagte ich und versuchte, meine Verwirrung und Enttäuschung nicht zu zeigen. Ich sah zu, wie er sich umdrehte und den Kasten in das Geheimfach zurücklegte, und wenn er versuchte, vor mir zu verheimlichen, welches Buch das Fach öffnete, nun, dann war ihm das nicht gelungen. Es war die King-James-Bibel.